

„Oh! ich schwöre Ihnen ebenfalls!“ rief Morrel.
Monte Christo zog den jungen Mann an sein Herz
und hielt ihn lange umfangen.

„Und nun,“ sagte er zu ihm, „von heute an wohnst
Du bei mir; Du nimmst die Zimmer von Hayde, und
meine Tochter wird wenigstens durch meinen Sohn er-
setzt.“

„Hayde! was ist aus Hayde geworden?“

„Sie ist diese Nacht abgereist.“

„Um Sie zu verlassen?“

„Um mich zu erwarten. . . . Halte Dich bereit,
in der Rue des Champs-Élysées zu mir zu kommen,
und laß mich von hier weggehen, ohne daß man mich
sieht.“

Maximilian neigte das Haupt und gehorchte wie ein
Kind oder wie ein Apostel.

Behtes Kapitel.

Die Cheilung.

In dem Hause der Rue Saint-Germain-des-Prés,
das Albert von Morcerf für seine Mutter und sich ge-
wählt hatte, war der erste Stock, bestehend aus einer
vollständigen kleinen Wohnung, an eine sehr geheimniß-
volle Person vermiethet.

Diese Person war ein Mann, dessen Gesicht, ob er
aus oder einging, der Portier selbst nie hatte sehen kön-
nen; denn im Winter steckte er sein Kinn in eine von

jenen hohen, rothen Halsbinden, wie Sie alle Kutscher von gutem Hause tragen, die ihre Gebieter beim Ausgange der Theater erwarten, und im Sommer schnäuzte er sich gerade in dem Augenblick, wo er vor der Loge vorübergehend hätte bemerkt werden können.

Man muß sagen, gegen alles Herkommen wurde dieser Hausbewohner von Niemand bespät, und das Gerücht, sein Incognito verberge eine sehr hochgestellte Person, welche gar lange Arme habe, verschaffte seiner geheimnißvollen Erscheinung allen möglichen Respect.

Seine Besuche waren gewöhnlich bestimmt, obgleich sie zuweilen etwas vorgeückt oder verzögert wurden; doch beinahe immer, Sommer oder Winter, nahm er gegen vier Uhr Besitz von seiner Wohnung, in der er nie eine Nacht zubrachte.

Um halb vier Uhr im Winter war Feuer durch die verschwiegene Magd angezündet, welche die Aufsicht über die kleine Wohnung hatte; um halb vier Uhr im Sommer hatte dieselbe Magd Eis herbeigebracht.

Um vier Uhr kam, wie gesagt, der geheimnißvolle Mann.

Zwanzig Minuten nach ihm hielt ein Wagen vor dem Hotel; eine schwarz oder dunkelblau gekleidete, stets aber in einen großen Schleier gehüllte Frau stieg aus, schwebte wie ein Schatten vor der Loge vorüber, und ging, ohne daß man eine einzige Stufe unter ihrem Tritte krachen hörte, die Treppe hinauf.

Nie kam es vor, daß man sie fragte, wohin sie wollte.

Ihr Gesicht, wie das des Unbekannten, war also den zwei Wächtern der Thüre völlig fremd, diesen Musterportiers, den einzigen vielleicht in der ungeheuren Bruderschaft der Portiers der Hauptstadt, welche einer solchen Discretion fähig sein mochten.

Es versteht sich von selbst, daß sie nicht höher als bis zum ersten Stocke hinaufging. Sie fragte auf eine besondere Weise an einer Thüre; die Thüre öffnete

sich, verschloß sich dann wieder hermetisch, und Alles war geschehen.

Verließ man das Haus, so fand dasselbe Manoeuvre statt, wie beim Eintritt.

Die Unbekannte ging, stets verschleiert, zuerst hinaus, und stieg wieder in ihren Wagen, der bald an dem einen Ende der Straße, bald an dem andern verschwand; zwanzig Minuten nachher entfernte sich auch der Unbekannte, in sein Halstuch vertieft oder durch sein Sacktuch verborgen, und verschwand ebenfalls.

An dem Tage nach dem, wo der Graf von Monte Christo Danglars einen Besuch gemacht hatte und Valentine beerdigt worden war, kam der geheimnißvolle Bewohner gegen zehn Uhr Morgens, statt wie sonst gegen vier Uhr Nachmittags zu erscheinen.

Beinahe sogleich und ohne den gewöhnlichen Zwischenraum zu beobachten, fuhr ein Fiacre herbei, und die verschleierte Dame stieg rasch die Treppe hinauf.

Die Thüre öffnete sich und schloß sich.

Doch ehe sich die Thüre wieder schloß, rief die Dame:

„Oh Lucien! oh, mein Freund!“

Und so erfuhr der Portier, der diesen Ausruf, ohne es zu wollen gehört hatte, zum ersten Male, daß sein Miethsmann Lucien hieß; da er jedoch ein Musterportier war, so gelobte er sich, es nicht einmal seiner Frau zu sagen.

„Nun! was gibt es denn, theure Freundin?“ fragte derjenige, dessen Namen die Unruhe oder der Eifer der verschleierten Frau enthüllt hatte, „sprechen Sie geschwinde.“

„Mein Freund, kann ich auf Sie zählen?“

„Gewiß, das ist Ihnen bekannt; doch was gibt es? Ich war ganz bestürzt über Ihr Billet von diesem Morgen. Diese Hast, diese unordentliche Schrift . . . beruhigen Sie mich, oder erschrecken Sie mich ganz und gar!“

„Lucien, ein großes Ereigniß!“ sprach die Dame einen fragenden Blick auf Lucien heftend; Herr Danglars ist diese Nacht abgereist.“

„Herr Danglars abgereist! Und wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie! Sie wissen es nicht? Er ist also abgereist, um nicht mehr zurückzukommen?“

„Allerdings! Um zehn Uhr Abends brachten ihn seine Pferde an die Barrière von Charenton; hier fand er eine angespannte Postberline, er stieg mit seinem Kammerdiener ein und sagte zu seinem Kutscher, er führe nach Fontainebleau.“

„Nun! was sagten Sie dazu?“

„Warten Sie, mein Freund. Er ließ mir einen Brief zurück.“

„Einen Brief?“

„Ja, lesen Sie.“

Die Baronin zog aus ihrer Tasche einen entiegelten Brief und bot ihn Debray.

Debray zögerte einen Augenblick, ehe er ihn las, als ob er den Inhalt zu errathen gesucht hätte, oder vielmehr, als ob er, was er auch enthalten möchte, zuvor einen bestimmten Entschluß hätte fassen wollen.

Nach Verlauf von einigen Secunden hatten sich seine Gedanken ohne Zweifel festgestellt, denn er las.

Folgendes war der Inhalt des Billets, das eine so große Unruhe in das Gemüth von Madame Danglars gebracht hatte:

„Madame und sehr treue Gemahlin,“

Ohne daran zu denken, hielt Debray inne und schaute die Baronin an, welche bis unter die Augen erröthete.

„Lesen Sie!“ sagte sie.

Debray fuhr fort:

„Wenn Sie diesen Brief empfangen, haben Sie keinen Gatten mehr! Oh! erschrecken Sie darüber nicht zu sehr; Sie haben keinen Gatten mehr, wie Sie

keine Tochter mehr haben; nämlich ich werde auf einer von den dreißig Straßen sein, welche aus Frankreich führen.

„Ich bin Ihnen Erläuterungen schuldig, und da Sie ganz die Frau sind, um sie zu begreifen, so will ich Ihnen dieselben geben.

„Hören Sie:

„Eine Zahlung von fünf Millionen kam mir diesen Vormittag unversehens, ich habe sie bewerkstelligt; eine andere von derselben Summe folgte beinahe unmittelbar darauf; ich vertage sie auf morgen und reise heute ab, um dieses Morgen zu vermeiden, das mir höchst unerträglich wäre.

„Nicht wahr, Sie begreifen dies, Madame und sehr kostbare Gemahlin?

„Ich sage: Sie begreifen dies, weil Sie ebenso gut wie ich meine Angelegenheiten kennen; sie kennen dieselben sogar noch besser als ich, denn wenn es sich darum handelte, anzugeben, wohin eine gute Hälfte meines jüngst noch so schönen Vermögens gekommen ist, so vermöchte ich dies nicht, während Sie im Gegentheil, das bin ich fest überzeugt, vollständig zu antworten wüßten.

„Die Frauen haben Instinkte von unfehlbarer Sicherheit; sie erklären durch eine nur ihnen allein bekannte Algebra sogar das Wunderbare; ich, der ich nur meine Zahlen kannte, wußte nichts mehr von dem Tage an, wo mich meine Zahlen täuschten.

„Haben Sie zuweilen die Schnelligkeit meines Sturzes bewundert, Madame? Waren Sie ein wenig geblendet durch das weißglühende Schmelzen meiner Goldstangen? Ich meinerseits gestehe, daß ich nur das Feuer dabei gesehen habe; wir wollen hoffen, daß Sie etwas Gold in der Asche fanden.

„Mit dieser tröstlichen Hoffnung entferne ich mich, Madame und sehr kluge Gemahlin, ohne daß mir mein Gewissen den geringsten Vorwurf darüber macht, daß

ich Sie verlasse; es bleiben Ihnen Freunde, die fragliche Wische und, um Ihr Glück voll zu machen, die Freiheit, die ich Ihnen wiederzugeben mich beeile."

"Es ist indessen der Augenblick gekommen, Madame, in diesem Paragraphen ein Wort vertraulicher Erklärung einfließen zu lassen. So lange ich hoffte, Sie arbeiteten für die Wohlfahrt unseres Hauses, für das Vermögen Ihrer Tochter, machte ich philosophisch die Augen zu; da Sie aber aus diesem Hause eine große Ruine gemacht haben, so will ich nicht als Grundlage für das Vermögen eines Andern dienen. Ich habe Sie reich, aber wenig geehrt genommen. Verzeihen Sie mir, daß ich so offenherzig mit Ihnen spreche, insofern ich aber ohne Zweifel nur für uns Beide spreche, sehe ich nicht ein, warum ich die Worte mit einer Schminke bestreichen sollte. . . Ich habe unser Vermögen vermehrt, und es nahm fünfzehn Jahre lang zu, bis zu dem Augenblick, wo unbekannte und für mich noch unbegreifliche Katastrophen es um den Leib faßten und niederwarfen, ohne daß ich, das darf ich wohl sagen, die geringste Schuld daran habe. Sie, Madame, Sie haben nur für Vermehrung des Ihrigen gearbeitet, was Ihnen gelungen ist, davon bin ich moralisch überzeugt. Ich lasse Sie also, wie ich Sie genommen habe, reich, aber wenig ehrenwerth.

"Leben Sie wohl. Von heute an gedenke ich auch für meine Rechnung zu arbeiten. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen sehr dankbar für das Beispiel bin, das Sie mir gegeben haben, und das ich befolgen werde.

Ihr

sehr ergebener Gatte
Baron Danglars."

Die Baronin folgte Debray mit den Augen während dieser langen, peinlichen Lesung; sie sah den jungen Mann, trotz seiner wohlbekannten Selbstbeherrschung, wiederholt die Farbe wechseln.

Als er geendet hatte, faltete er das Papier lang-

sam zusammen und nahm wieder seine nachdenkende Haltung an.

„Nun?“ fragte Madame Danglars mit einer leicht begreiflichen Angst.

„Nun! Madame,“ wiederholte maschinenmäßig Debray.

„Welchen Gedanken flößt Ihnen dieser Brief ein?“

„Das ist ganz einfach, Madame, er flößt mir den Gedanken ein, daß Herr Danglars mit einem Verdacht abgereist ist.“

„Sicherlich; doch ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?“

„Ich begreife nicht,“ versetzte Debray mit einer eisigen Kälte.

„Er ist abgereist! ganz und gar abgereist! um nie wieder zu kommen!“

„Oh! glauben Sie das nicht!“ rief Debray.

„Nein, sage ich Ihnen, er wird nicht wiederkommen; ich kenne ihn, er ist ein unerschütterlicher Mann in allen Entschlüssen, welche seinem Interesse entfließen. Hätte er mich zu etwas nütze geglaubt, so würde er mich mitgenommen haben, er läßt mich hier, weil unsere Trennung seinen Plänen dienlich sein kann: sie ist also unwiderruflich, und ich bin für immer frei,“ fügte Madame Danglars mit demselben fragenden Ausdrucke bei.

Doch statt zu antworten, ließ sie Debray in dieser angstvollen Forschung des Gedankens und des Blickes.

„Wie!“ sagte sie endlich, „Sie antworten mir nicht, mein Herr?“

„Ich habe Sie nur eines zu fragen: was gedenken Sie zu thun?“

„Das wollte ich Sie fragen,“ erwiderte die Baronin mit einem pochenden Herzen.

„Ah! Sie verlangen einen Rath von mir?“

„Ja, ich verlange einen Rath von Ihnen,“ sagte die Baronin zitternd.

„Wenn Sie einen Rath von mir haben wollen,“ entgegnete mit kaltem Tone der junge Mann, „so rathe ich Ihnen, zu reisen.“

„Zu reisen,“ murmelte Madame Danglars.

„Gewiß. Sie sind, wie Herr Danglars gesagt hat, reich und frei. Eine Abwesenheit von Paris wird, wenigstens wie ich glaube, nach dem doppelten Lärmen über die abgebrochene Heirath von Fräulein Eugenie und das Verschwinden von Herrn Danglars durchaus nothwendig sein. Es ist wichtig, daß Sie die ganze Welt verlassen weiß und für arm hält; denn man würde der Frau des Bankerottirers ihren Reichthum und ihren großen Hausstand nicht verzeihen. Für den ersten Punkt genügt es, daß Sie nur vierzehn Tage in Paris bleiben und Jedermann wiederholen, Sie seien verlassen, daß Sie Ihren besten Freundinnen, die es in der Gesellschaft ausbreiten, erzählen, wie dieses Verlassen stattgefunden hat. Darum entfernen Sie sich von Ihrem Hotel, nehmen Ihre Juwelen nicht mit und leisten auf Ihr Wittthum Verzicht, und alle Welt wird Ihre Uneigennützigkeit rühmen und Ihr Lob singen. Man weiß hernach, daß Sie verlassen sind, und hält Sie für arm, denn ich allein kenne Ihre finanzielle Lage und bin bereit, Ihnen als redlicher Associé meine Rechenschaft abzulegen.“

Die Baronin hatte, bleich, niedergeschmettert, diese Rede mit um so mehr Schrecken und Verzweiflung angehört, als Debray völlig ruhig und gleichgültig zu erscheinen bemüht gewesen war.

„Verlassen!“ wiederholte sie, „oh! sehr verlassen. . . Ja, Sie haben Recht, mein Herr, und Niemand wird meine Verlassenheit bezweifeln.“

Das waren die einzigen Worte, welche die so stolze und so heftig verliebte Frau zu stammeln vermochte.

„Aber reich, sehr reich sogar,“ fuhr Debray fort einige Papiere, die er sodann wieder einschloß, aus sei-

nem Portefeuille ziehend und auf dem Tische ausbreitend.

Nur bemüht, die Schläge ihres Herzens zu ersticken und die Thränen zurückzuhalten, die am Rande ihrer Augenlider hervorbrechen wollten, ließ ihn Madame Danglars gewähren.

Endlich aber gewann das Gefühl der Würde bei der Baronin die Oberhand; wenn es ihr nicht gelang, ihr Herz zu bewältigen, so gelang es ihr wenigstens, keine Thräne zu vergießen.

„Madame,“ sagte Debray, „wir sind ungefähr seit sechs Monaten associirt. Sie haben eine Einlage von hundert tausend Franken geliefert.

„Im Monat April dieses Jahres hat unsere Association stattgefunden.

„Im Mai begannen unsere Operationen.

„Im Mai gewannen wir viermal hundert und fünfzig tausend Franken.

„Im Juni belief sich der Nutzen auf neunmal hundert tausend Franken.

„Im Juli fügten wir siebenzehnmal hundert tausend Franken bei; Sie wissen, das ist der Monat der spanischen Bous.

„Am Anfang des Monats August verloren wir dreimal hundert tausend Franken; doch am fünfzehnten erholten wir uns wieder, und am Ende des Monats waren wir entschädigt, denn unsere Rechnungen, welche immer auf das Pünktlichste geführt wurden, sind gestern von mir abgeschlossen worden und geben ein Activum von zwei Millionen viermal hundert tausend Franken, das heißt von zwölfmal hundert tausend Franken für jedes von uns.

„Nun haben wir noch achtzig tausend Franken für die zusammengesetzten Interessen von dieser in meinen Händen gebliebenen Summe,“ sprach Debray, sein Carnet mit der Methode und der Ruhe eines Wechselagenten zuschlagend.

„Aber was sollen denn diese Interessen bedeuten, da Sie das Geld nie auf Zinsen angelegt haben?“ unterbrach ihn die Baronin.

„Ich bitte um Entschuldigung, Madame,“ entgegnete Debray kalt; „ich hatte in dieser Hinsicht Vollmacht von Ihnen und benütze sie. Das macht also vierzig tausend Franken Interesse für Ihre Hälfte, nebst hundert tausend Franken Einlage, im Ganzen dreizehnmal hundert und vierzig tausend Franken für Ihren Antheil.“

„Ich bin nun ehegestern so vorsichtig gewesen, Ihr Geld beweglich zu machen,“ fuhr Debray fort; „Sie sehen, es ist noch nicht lange her, und man könnte glauben, ich hätte vermuthet, ich würde bald gerufen werden, um Ihnen Rechenschaft abzulegen. Ihr Geld ist hier, halb in Bankbillets, halb in Anweisungen au porteur. Ich sage hier, und das ist wahr, denn da ich mein Haus nicht für sicher genug hielt, da mir der Notar nicht discret genug vorkam, und liegendes Eigenthum noch lauter spricht, als die Notare, da Sie endlich nicht berechtigt sind, außer der ehelichen Gemeinschaft etwas zu kaufen oder zu besitzen, so habe ich diese ganze Summe, heute Ihr einziges Vermögen, in einer hinter diesem Schranke verborgenen Kiste verwahrt und dabei selbst den Maurer gemacht.“

„Nun, Madame,“ fügte Debray, zuerst den Schrank und dann die Kiste öffnend, bei, „hier sind acht hundert Billets jedes von tausend Franken, welche, wie Sie sehen, einem dicken, in Eisen gebundenen Album gleichen; ich lege ein Rentencoupon von fünf und zwanzig tausend Franken dazu; als Zuschuß, was ungefähr hundert und zehn tausend Franken macht, ist hier eine Anweisung auf Sicht auf meinen Banquier, und da mein Banquier nicht Herr Danglars ist, so können Sie sich darauf verlassen, daß die Anweisung bezahlt werden wird.“

Madame Danglars nahm maschinenmäßig die Anweisung nach Sicht, den Rentencoupon und die zusammengebundenen Bankbillets. Dieses ungeheure Vermö-

gen erschien so auf dem Tisch ausgebreitet als sehr wenig. Madame Danglars faßte es mit trockenen Augen, aber die Brust von Schluchzen aufgeschwollen, zusammen, verschloß das stählerne Etui in ihre Tasche, steckte das Rentencoupon und die Anweisung in ihr Portefeuille, und erwartete bleich, stumm, ein Wort, das sie über ihren so großen Reichthum trösten würde.

Doch sie wartete vergebens.

„Nun haben Sie ein herrliches Dasein, Madame,“ sagte Debray, „so ungefähr sechzig tausend Livres Renten, was für eine Frau, welche wenigstens ein Jahr lang kein Haus machen kann, ungeheuer ist. Sie dürfen allen Phantasien, die Ihnen in den Kopf kommen, ungescheut fröhnen, abgesehen davon, daß Sie, in Rücksicht auf die Vergangenheit, die Ihnen entgeht, aus meinem Vermögen schöpfen können, Madame; ich bin geneigt, Ihnen, oh! wohl verstanden, als Anlehen, Alles anzubieten, was ich besitze, nämlich eine Million und sechzig tausend Franken.“

„Ich danke, mein Herr, ich danke,“ erwiderte die Baronin; „Sie begreifen, daß Sie mir da viel mehr übergeben, als eine arme Frau braucht, welche lange Zeit nicht mehr in der Welt zu erscheinen gedenkt.“

Debray war einen Augenblick erstaunt, doch er beruhigte sich und machte eine Geberde, welche sich, wenn man seine Gedanken durch die höflichste Form ausdrücken wollte, in die Worte übersetzen ließ:

„Wie es Ihnen beliebt, Madame.“

Madame Danglars hatte vielleicht bis dahin noch etwas gehofft, als sie aber die gleichgültige Geberde, welche Debray entschlüpfte, und den schiefen Blick bemerkte, mit dem diese Geberde begleitet war, als sie seine tiefe Verbeugung und das darauf folgende bezeichnende Schweigen wahrnahm, richtete sie sich hoch auf, öffnete die Thüre und eilte, ohne Wuth, aber auch ohne Zögern nach der Treppe, denjenigen, welcher sie so weggehen ließ, nicht einmal eines letzten Grußes würdigend.

„Bah!“ sagte Debray, als sie sich entfernt hatte: „lauter schöne Vorsätze, sie wird in ihrem Hotel bleiben, Romane lesen und Lanzknecht spielen, da sie nicht mehr an der Börse spielen kann.“

Und er nahm sein Carnat und strich pünktlich die Summen aus, die er bezahlt hatte.

„Es bleiben mir eine Million und sechzig tausend Franken,“ sagte er. „Welch ein Unglück, daß Fräulein von Billefort gestorben ist! sie hätte in jeder Beziehung meinen Wünschen entsprochen, und ich würde sie geheirathet haben.“

Und er wartete phlegmatisch, seiner Gewohnheit gemäß, bis Madame Danglars zwanzig Minuten weggegangen war, um ebenfalls wegzugehen.

Während dieser Zeit machte Debray, seine Uhr neben sich legend, Zahlen.

Die teuflische Person, welche jede abenteuerliche Phantasie mit mehr oder minder Glück geschaffen hätte, wenn Lesage nicht in einem Meisterwerke den Vorrang erlangt haben würde, Asmodi, der die Rinde von den Häusern nahm, um in das Innere zu schauen, hätte ein sonderbares Schauspiel zu Gesicht bekommen, wenn es ihm eingefallen wäre, die Rinde von dem kleinen Hause der Rue Saint-Germain-des-Prés zu nehmen.

Unter dem Zimmer, wo Debray mit Madame Danglars zwei und eine halbe Million getheilt hatte, war ein anderes Zimmer, ebenfalls bewohnt von Personen unserer Bekanntschaft, welche eine hinreichend wichtige Rolle in den von uns erzählten Ereignissen gespielt haben, daß wir sie mit einiger Theilnahme wiederfinden.

In diesem Zimmer waren Mercedes und Albert.

Mercedes hatte sich seit ein paar Tagen sehr verändert, . . nicht als hätte sie selbst in der Zeit ihres größten Vermögens den stolzen Prunk entwickelt, welcher sichtbar gegen alle Tugen absticht und dahin wirkt, daß

wir die Frau nicht mehr erkennen, wenn sie uns unter einfacheren Gewändern erscheint, nicht als ob sie in den Zustand der Bedrücktheit gefallen wäre, wo man die Livree der Armuth anzuziehen gezwungen ist; Mercedes hatte sich verändert, weil ihr Auge nicht mehr glänzte, weil ihr Mund nicht mehr lächelte, weil eine beständige Verlegenheit das rasche Wort, das einst ein stets bereiter Geist von sich gab, auf ihren Lippen zurückhielt.

Nicht die Armuth hatte den Geist von Mercedes weß gemacht, es war nicht der Mangel an Herzhaftigkeit, was ihr die Armuth drückend erscheinen ließ; aus der Mitte herabgestiegen, in der sie lebte, verloren in der neuen Sphäre, die sie sich gewählt, wie Personen, die sich aus einem glänzend erleuchteten Salon entfernen, um rasch in die Finsterniß überzugehen, war Mercedes wie eine aus ihrem Ballaste in eine Hütte herabgesunkene Königin, die, auf das Nothwendigste beschränkt, sich weder an dem thönernen Geschirr, das sie selbst auf die Tafel setzen muß, noch an dem ärmlichen Lager erkennt, das die Stelle ihres Bettes einnimmt.

Die schöne Catalonierin oder die schöne Gräfin hatte in der That weder mehr ihren stolzen Blick, noch ihr reizendes Lächeln, denn wenn sie ihre Augen auf ihre Umgebung heftete, sah sie nur kümmerliche Gegenstände; ein Zimmer mit einer von jenen grauen Tapeten, welche sparsame Hauseigenthümer vorzugsweise als am wenigsten dem Beschmutzen ausgesetzt, wählen; einen Boden ohne Teppich; Meubles, die den Blick auf der Armlosigkeit eines falschen Luxus zu haften zwangen, lauter Dinge, die durch ihre schreienden Töne die für Augen, welche an eine elegante Gesamtheit gewöhnt sind, so nothwenige Harmonie unterbrachen.

Frau von Morcerf lebte hier, seitdem sie ihr Hotel verlassen hatte; es schwindelte ihr bei diesem ewigen Stillschweigen, wie es dem Reisenden am Rande eines

Abgrundes schwindelt: sobald sie wahrnahm, daß sie Albert jeden Augenblick verstohlen anschaute, um den Zustand ihres Herzens zu erforschen, zwang sie sich zu einem eintönigen Lächeln der Lippen das, in Ermangelung jenes so sanften Feuers des Lächelns der Augen, die Wirkung einer einfachen Lichtzurückprallung, das heißt einer Helle ohne Wärme hervorbringt.

Albert aber fühlte sich so beunruhigt, so unbehaglich, so beengt durch einen Nest von Luxus, der ihn verhinderte, seiner gegenwärtigen Lage zu entsprechen; er wollte ohne Handschuhe ausgehen, und fand seine Hände zu weiß; er wollte zu Fuße umherlaufen, und fand seine Stiefeln zu gefirnigt.

Diesen zwei so edeln und verständigen, unauf löslich durch das Band der mütterlichen und kindlichen Liebe vereinigten Wesen war es indessen gelungen, sich zu verstehen, ohne von etwas zu sprechen, und alle Rücksichten zu nehmen, die man sich unter Freunden schuldig ist, um die materielle Wahrheit festzustellen, von der das Leben abhängt.

Albert konnte am Ende, ohne sie erbleichen zu machen, zu Mercedes sagen:

„Meine Mutter, wir haben kein Geld mehr.“

Nie hatte Mercedes die Armuth wirklich gekannt; oft hatte sie in ihrer Jugend selbst davon gesprochen; doch das ist nicht dasselbe: Bedürfnis und Nothdurft sind zwei Synonymen, zwischen denen eine ganze Welt von Zwischenräumen liegt.

Bei den Cataloniern hatte Mercedes Mangel an tausend Dingen, aber es fehlte ihr nie an gewissen anderen. So lange die Netze gut waren, fing man Fische, so lange man Fische verkaufte, hatte man Garn, um die Netze zu unterhalten.

Und dann, von der Freundschaft getrennt, nur eine Liebe hegend, welche bei den materiellen Einzelheiten der Lage von keinem Gewichte war, dachte man an sich, jedes an sich, nur an sich. Mercedes machte von dem

Wenigen, was sie hatte, ihren Theil so großmüthig, als möglich: heute hatte sie zwei Theile zu machen und zwar mit nichts.

Der Winter nahte heran: Mercedes hatte in diesem kahlen und bereits kalten Zimmer kein Feuer, sie, der einst ein künstlicher Ofen mit tausend Zweigen das ganze Haus von den Vorzimmern bis zu den Boudoirs erwärmte; sie hatte nicht einmal ein armseliges Blümchen, sie, deren Wohnung ein um Gold bevölkertes Treibhaus gewesen war!

Aber sie hatte ihren Sohn.

Die Exaltation eines vielleicht übertriebenen Pflichtgefühls hatte sie bis jetzt in den höheren Sphären erhalten.

Die Exaltation ist beinahe Begeisterung, und die Begeisterung macht unempfindlich für die Dinge der Erde.

Doch die Begeisterung legte sich, und man mußte allmählig aus dem Lande der Träume in die Welt der Wirklichkeit hinabsteigen.

Man mußte endlich vom Positiven reden, nachdem man das Ideale erschöpft hatte.

„Meine Mutter,“ sagte Albert in demselben Augenblick, wo Madame Danglars die Treppe herabging, „wir wollen ein wenig, wenn es Ihnen beliebt, alle unsere Reichthümer zählen; ich muß die ganze Summe wissen, um meine Pläne aufzubauen.“

„Summe: nichts,“ erwiderte Mercedes mit schmerzlichem Lächeln.

„Summe: einmal dreitausend Franken, und ich bin so anmaßend, zu behaupten, daß ich uns mit diesen dreitausend Franken ein anbetungswürdiges Leben verschaffen werde.“

„Kind!“ seufzte Mercedes.

„Ach! meine gute Mutter,“ sprach der junge Mann, „ich habe Ihnen leider genug Geld verbraucht, um den Werth desselben zu kennen; hören Sie, dreitausend Fran-

fen, das ist ungeheuer, und ich baue auf diese Summe eine wunderbare Zukunft von ewiger Sicherheit."

"Du sagst das, mein Freund," entgegnete die arme Mutter; "doch vor Allem, nehmen wir diese dreitausend Franken an?" fragte Mercedes erröthend.

"Mir scheint, das ist abgemacht," erwiderte Albert mit festem Tone; "wir nehmen sie um so mehr an, als wir sie nicht haben, denn sie sind, wie sie wissen, im Garten des kleinen Häuschens in den Allées de Meillan in Marseille vergraben."

"Mit zweihundert Franken," sagte Albert, "kommen wir Beide nach Marseille."

"Mit zweihundert Franken! bedenkst Du, Albert?"

"Oh! was das betrifft, ich habe mich über die Diligencen und Dampfboote erkundigt, und meine Berechnung ist gemacht. Sie bekommen einen Platz nach Chalons im Coupé. Sie sehen, meine Mutter, daß ich Sie als Königin behandle; fünf und dreißig Franken."

Albert nahm eine Feder und schrieb:

Coupé, fünf und dreißig Franken	35 Fr.
Von Chalons nach Lyon gehen Sie mit dem Dampfboot sechs Franken	6 "
Von Lyon nach Avignon abermals Dampfboot, sechzehn Franken	16 "
Von Avignon nach Marseille, sieben Franken	7 "
Ausgaben auf der Reise fünfzig Franken	50 "
Summa	114 Fr.

"Setzen wir hundert und zwanzig," fügte Albert lächelnd bei, "Sie sehen, daß ich großmüthig bin, nicht wahr, meine Mutter?"

"Aber Du, mein armes Kind?"

"Ich! haben Sie nicht gesehen, daß ich mir achtzig Franken vorbehalte? Ein junger Mann, meine Mutter, bedarf nicht aller seiner Bequemlichkeiten; überdies weiß ich, was reisen heißt."

"Mit Deiner Postchaise und Deinem Kammerdiener?"

„Auf jede Weise, meine Mutter.“

„Wohl, es sei, doch diese zweihundert Franken?“

„Diese zweihundert Franken sind hier, und noch weitere zweihundert. Ich habe meine Uhr um hundert Franken verkauft, und die Breloquen um dreihundert; was das ein Glück ist! Breloquen, welche dreimal so viel werth waren, als die Uhr; immer die herrliche Geschichte des Ueberflusses! Wir sind also reich, da Sie statt der hundert und vierzehn Franken, die Sie zu Ihrer Reise brauchen, zweihundert und fünfzig haben.“

„Doch wir sind etwas in diesem Hause schuldig?“

„Dreißig Franken, ich bezahle sie von meinen hundert und fünfzig Franken; das ist abgemacht, und da ich nicht mehr als achtzig Franken brauche, um die Reise zu machen, so sehen Sie, daß ich im Luxus schwimme. Doch, das ist noch nicht Alles, was sagen Sie hiezu, meine Mutter?“

Albert zog aus einem kleinen Garnet mit goldenem Schlosse, einem Ueberreste seiner Phantasten oder vielleicht einem zärtlichen Andenken von einer jener geheimnißvollen, verschleierten Frauen, welche an die kleine Thüre klopfen, Albert zog aus einem Garnet ein Billet von tausend Franken.

„Was ist das?“ fragte Mercedes.

„Tausend Franken, meine Mutter. Oh! es ist vollkommen viereckig.“

„Doch woher hast Du diese tausend Franken?“

„Hören Sie und gerathen Sie nicht zu sehr in Bewegung.“

Und Albert stand auf und küßte seine Mutter wiederholt auf beide Wangen, und hielt nur inne, um ihr in das Gesicht zu schauen.

„Sie können sich gar nicht denken, meine Mutter, wie schön ich Sie finde!“ sagte der junge Mann mit einem tiefen Gefühle kindlicher Liebe; „Sie sind in der

That die schönste, wie sie die edelste der Frauen sind, die ich je gesehen habe."

"Theures Kind!" sprach Mercedes, vergebens bemüht, eine Thräne zurückzuhalten, welche an der Ecke ihres Augenlides hervorquoll.

"In der That, Sie mußten nur noch unglücklich werden, daß sich meine Liebe in Anbetung verwandelte."

"Ich bin nicht unglücklich, so lange ich meinen Sohn habe."

"Ganz richtig; doch hier fängt die Prüfung an, meine Mutter! Sie wissen, was verabredet ist?"

"Ist denn etwas zwischen uns verabredet?" fragte Mercedes.

"Ja, daß Sie in Marseille wohnen, und daß ich nach Afrika abreise, wo ich mir für den Namen, den ich aufgegeben, den Namen machen werde, den ich angenommen habe."

Mercedes stieß einen Seufzer aus.

"Nun, meine Mutter, seit gestern bin ich bei den Spahis eingereicht," fügte der junge Mann, die Augen mit einer gewissen Schaam niederschlagend, bei, denn er wußte selbst nicht, was in seiner Erniedrigung Erhabenes lag; ich glaubte, mein Körper gehörte mir und ich könnte ihn verkaufen: seit gestern bin ich Stellvertreter von irgend Jemand. Ich habe mich verkauft, wie man sagt, und," fügte er bei, indem er zu lächeln suchte, "um eine größere Summe, als ich werth zu sein glaubte, nämlich um zweitausend Franken."

"Also diese tausend Franken?" fragte Mercedes bebend.

"Sind die Hälfte der Summe, meine Mutter; die andere Hälfte kommt in einem Jahre."

Mercedes schlug die Augen mit einem Ausdrücke zum Himmel auf, den nichts wiederzugeben vermöchte, und die zwei in den Winkeln ihres Augenlides stehen-

den Thränen überströmten unter der inneren Aufregung und flossen stille an ihren Wangen herab.

„Der Preis seines Blutes!“ murmelte sie.

„Ja, wenn ich getödtet werde,“ erwiderte Albert. „Aber ich versichere Sie, gute Mutter, daß ich im Gegentheil die Absicht habe, meine Haut grausam zu vertheidigen; ich habe nie so viel Lust zu leben in mir gefühlt, als gegenwärtig.“

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Mercedes.

„Ueberdies, warum soll ich getödtet werden, meine Mutter? Ist Lamoricière, dieser zweite Ney des Südens, getödtet worden? Ist Changanier getödtet worden? Ist Bedeau getödtet worden? Ist Morrel, den wir kennen, getödtet worden? Bedenken Sie doch, welche Freude, wenn Sie mich mit einer gestickten Uniform zurückkommen sehen! Ich erkläre Ihnen, daß ich herrlich darunter auszufehen hoffe und dieses Regiment aus Eitelkeit gewählt habe.“

Mercedes seufzte, während sie zu lächeln versuchte; diese fromme Mutter begriff, daß es schlimm von ihr wäre, ihr Kind die ganze Last des Opfers tragen zu lassen.

„Sie sehen also, meine Mutter,“ fuhr Albert fort, „es sind bereits mehr als viertausend Franken für Sie gesichert; mit diesen viertausend Franken werden Sie zwei volle Jahre leben.“

„Glaubst Du?“ versetzte Mercedes.

Diese Worte entschlüpfen der Gräfin mit einem so tiefen Schmerze, daß ihr wahrer Sinn Albert nicht entging; er fühlte, wie sein Herz sich zusammenschürte, nahm die Hand seiner Mutter, drückte sie zärtlich und sprach:

„Ja, Sie werden leben.“

„Ich werde leben,“ rief Mercedes, „aber nicht wahr, Du wirst nicht abreisen?“

„Meine Mutter, ich werde reisen,“ sprach Albert mit ruhiger, fester Stimme; „Sie lieben mich zu sehr,

um mich müßig und unnütz bei sich zu lassen; überdies habe ich unterzeichnet."

"Du magst nach Deinem Willen handeln, mein Sohn, ich handle nach dem Willen Gottes."

"Nicht nach meinem Willen, meine Mutter, sondern nach den Geboten der Vernunft und der Nothwendigkeit. Nicht wahr, wir sind zwei verzweifelte Geschöpfe? Was ist heute das Leben für Sie? nichts. Was ist das Leben für mich? oh! sehr wenig ohne Sie, meine Mutter, das glauben Sie mir; denn ohne Sie, das schwöre ich Ihnen, hätte dieses Leben an dem Tage aufgehört, wo ich an meinem Vater zweifelte und seinen Namen verleugnete! Ich lebe, wenn Sie mir noch zu hoffen versprechen; überlassen Sie mir die Sorge für Ihr zukünftiges Glück, so verdoppeln Sie meine Kräfte. Ich werde dort den Gouverneur von Algerien aufsuchen, er ist ein redliches Soldatenherz; ich erzähle ihm meine traurige Geschichte, ich bitte ihn, von Zeit zu Zeit die Augen dahin zu wenden, wo ich sein werde, und wenn er mir Wort hält, wenn er mich handeln sieht, so bin ich vor sechs Monaten Officier oder todt. Bin ich Officier, so ist Ihr Schicksal gesichert, meine Mutter, denn ich habe Geld für Sie und für mich, und überdies einen neuen Namen, auf den wir Beide stolz sein können, denn es wird Ihr Name sein. Werde ich getödtet . . . nun wohl! werde ich getödtet, liebe Mutter, so sterben Sie, wenn es Ihnen beliebt, und dann hat unser Unglück sein Ziel gerade in seinem Uebermaße gefunden."

"Es ist gut," sprach Mercedes mit ihrem edeln, beredten Blicke; "Du hast Recht, mein Sohn: beweisen wir gewissen Leuten, welche uns beobachten und unsere Handlungen abwarten, um uns zu beurtheilen, beweisen wir ihnen, daß wir wenigstens des Beklagens würdig sind."

Keine traurige Gedanken, theure Mutter," rief der junge Mann; "ich schwöre Ihnen, daß wir glücklich

sind, oder wenigstens glücklich werden können. Sie sind eine Frau zugleich voll Geist und voll Resignation; ich bin, wie ich hoffe, ein Mann von einfachem Geschmack und ohne Leidenschaft geworden. Einmal im Dienste, bin ich reich; einmal im Hause von Herrn Dantes, sind Sie ruhig. Versuchen wir es, ich bitte Sie, meine Mutter, versuchen wir es."

"Ja, versuchen wir es, mein Sohn, denn Du sollst leben, Du sollst glücklich sein."

"Unsere Theilung ist also gemacht," fügte der junge Mann, sich den Anschein großen Wohlbehagens gebend, bei. "Wir können noch heute reisen. Ich nehme, wie gesagt, Ihren Platz."

"Doch den Deinigen, mein Sohn?"

"Ich muß noch einige Tage hier bleiben, meine Mutter; das ist ein Anfang der Trennung, und wir müssen uns daran gewöhnen. Ich brauche einige Empfehlungen, einige Unterweisungen über Afrika; in Marseille komme ich wieder zu Ihnen."

"Gut, es sei, reisen wir!" sagte Mercedes sich in den einzigen Shawl, den sie mitgenommen, hüllend, in einen Shawl, der zufällig ein Kaschmir von großem Werthe war; "laß uns reisen."

Albert sammelte hastig seine Papiere, Kringelte, um die dreißig Franken zu bezahlen, die er dem Hausmeister schuldig war, bot seiner Mutter den Arm und stieg die Treppe hinab.

Es ging Jemand vor ihnen; dieser Jemand wandte sich um, als er das Streifen eines seidenen Kleides an dem Geländer hörte.

"Debray!" murmelte Albert.

"Sie, Morcerf!" erwiderte der Secretär des Ministers, auf der Stufe stille stehend, auf der er sich eben befand.

Die Neugierde trug bei Debray den Sieg über das Verlangen, sein Incognito zu bewahren, davon; überdies sah er sich erkannt.

Es bot in der That etwas Anziehendes, in diesem unbekanntem Hause den jungen Mann wiederzufinden, dessen unglückliches Abenteuer ein so großes Aufsehen in Paris erregt hatte.

„Morcerf,“ wiederholte Debray.

Dann in dem Halbdunkel die noch jugendliche Haltung und den schwarzen Schleier von Frau von Morcerf wahrnehmend, fügte er lächelnd bei:

„Ah! verzeihen Sie, ich entferne mich, Albert.“

Albert begriff den Gedanken von Debray und sagte sich gegen Mercedes umwendend:

„Meine Mutter, dies ist Herr Debray, Secrétaire des Ministers des Innern, ein ehemaliger Freund von mir.“

„Wie! ehemalig!“ stammelte Debray; „was wollen Sie damit sagen?“

„Ich sage dies, Herr Debray, weil ich heute keine Freunde mehr habe und keine mehr haben soll. Ich danke Ihnen, daß Sie mich zu erkennen so gütig waren.“

Debray stieg zwei Stufen zurück, gab Albert einen kräftigen Händedruck und sprach mit aller Rührung, welcher er fähig war:

„Glauben Sie, mein lieber Albert, daß ich einen innigen Antheil an dem Unglück, das Sie betroffen, genommen habe, und daß Sie in jeder Beziehung über mich verfügen können.“

„Ich danke, mein Herr,“ erwiderte Albert lächelnd; „doch mitten in unserem Unglück sind wir reich genug geblieben, um zu Niemand unsere Zuflucht nehmen zu müssen; wir verlassen Paris, und es bleiben uns nach Bezahlung unserer Reise noch fünf tausend Franken.“

Schamröthe übergoss die Stirne von Debray, der eine Million in seinem Portefeuille trug, und so wenig poetisch dieser Geist auch war, so konnte er doch nicht umhin, zu bedenken, daß dasselbe Haus noch vor wenigen Augenblicken zwei Frauen enthielt, von denen die eine,

mit Recht entehrt, arm mit fünfzehnmal hundert tausend Franken unter den Falten ihres Mantels wegging, während die andere, ungerecht geschlagen, aber erhaben in ihrem Unglück, mit einigen Pfennigen reich war.

Diese Vergleichung störte ihn in seinen Höflichkeitscombinationen, die Philosophie des Beispiels drückte ihn nieder; er stammelte ein paar allgemeine Worte und ging rasch die Treppe hinab.

An diesem Tage hatten die ihm untergeordneten Schreiber des Ministeriums viel von seiner verdrießlichen Laune zu ertragen.

Doch am Abend kaufte er sich ein schönes auf dem Boulevard de la Madeleine liegendes Haus, dessen Rente sich auf fünfzig tausend Franken belief.

Am andern Tage, zur Stunde, wo Debray die Urkunde unterzeichnete, nämlich um fünf Uhr Abends, stieg Frau Morcerf, nachdem sie ihren Sohn zärtlich umarmt hatte, und zärtlich von ihm umarmt worden war, in das Coupé der Diligence.

Ein Mann stand verborgen im Hofe der Messagerie Laffitte hinter einem von den gewölbten Fenstern, welche jedes Bureau überragen: er sah Mercedes in den Wagen steigen; er sah die Diligence wegfahren; er sah Albert sich entfernen.

Dann fuhr er mit der Hand über seine vom Zweifel belastete Stirne und sprach:

„Ach! durch welches Mittel vermag ich diesen zwei Unschuldigen das Glück zurückzugeben, das ich ihnen genommen habe?“

„Gott wird mir beistehen!“